



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gar zu kurz geht Lorenz über die Ludenschen Gespräche mit dem Dichter hinweg (Rückblicke in mein Leben, aus dem Nachlasse von Heinrich Luden; Jena, 1847). Wenn auch die Ansicht, daß die gesamte Darstellung sehr gekünstelt erscheine, gewiß begründet ist, so muß doch betont werden, daß den Ludenschen Niederschriften gerade deshalb ein gewisser Wert innewohnt, weil sie von einem Nichtverehrer des Menschen Goethe herrühren. Selbst dieser verstockte Gegner und unpraktische, das Leben nicht kennende, einseitige Professor muß nach dem mißglückten Besuch bei Gelegenheit der Nemesisgründung zugeben, daß „diejenigen im stärksten Irrtum sind, die Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsiebe gehabt, keine deutsche Gesinnung“ u. s. w. Da das Ludensche Buch dem heutigen Publikum völlig unbekannt ist, so hätte Lorenz vor allem eine Stelle hervorheben können, die den kalten Minister in einem Lichte zeigt, das den meisten neu sein wird, die Stelle, wo er zu Luden sagt: „Es gilt, Bildung zu verbreiten, und vorzugsweise nach oben.“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die böhmische Frage. Nehmen wir auch gegenwärtig an allen Wirren und Kämpfen, von denen Österreich heimgesucht wird, mehr Anteil als früher, und zwar aus allgemein politischen Gründen, so geht uns doch das Wohl und Wehe unsrer dortigen Stammesgenossen am nächsten an, so weit wir den hier und da auftauchenden Gedanken von uns weisen, daß Deutschland das Recht und die Pflicht habe, in die innern Verhältnisse des verbündeten Nachbarstaates hineinzureden. Diese „kühle“ Haltung ist uns zu Zeiten ebenso verdacht worden, wie uns andererseits Nichtdeutsche jedes Zeichen der Teilnahme verbieten wollten. Dies kann uns nicht abhalten, unsre Befriedigung darüber zu äußern, daß in der böhmischen Angelegenheit endlich eine Klärung und schon damit eine Wendung zum Bessern eingetreten zu sein scheint. Die böhmische Frage ist die österreichische Frage, wurde einmal in diesen Blättern behauptet, und gewiß mit Recht. Denn gelänge es nicht, in der größten Provinz der westlichen Reichshälfte geordnete Zustände zu schaffen, vor allem die unbedingte Anerkennung der Staatsgesetze zu erreichen, so könnte mit Grund gefragt werden, ob dieses Reich überhaupt die Bedingungen der Existenz habe. Gingen aber die tschechischen Träume in Erfüllung, und setzten dann folgerichtig auch die andern slawischen Stämme ihre Forderungen durch, so wäre vollends der Zerfall nicht aufzuhalten. Eine Klärung scheint nun, wie gesagt, eingetreten zu sein, und man muß nur wünschen, daß zum Heile des Reiches und des zivilisirten Europas diesmal die Einsicht auch von Ausdauer begleitet sein möge. Denn der Rückblick auf die Geschichte des letzten Menschenalters zeigt klar, daß die Hauptschuld an den heillosen Zuständen in Böhmen das Schwanken der Regierung ist, die Geneigtheit, um eines augenblicklichen Erfolges willen verhängnisvolle Zugeständnisse zu machen.

Grenzboten I 1894

Den Taumel von 1848, aus dem vor kurzem noch W. Schelhäusers Erinnerungen so ergötliche Schilderungen brachten, kann man den Tschechen nicht ernstlich zum Vorwurf machen, weil damals alle Welt den Kopf verloren hatte, Regierende wie Regierte, Gebildete und Ungebildete. Aber bemerkenswert ist, wie unverändert damals die aus der Hussitenzeit bekannten Züge des Volkscharakters hervorgetreten sein müssen: Uebermut, Gewaltthätigkeit, Größenwahn beim Erfolg, Kleinmuth und Unterwürfigkeit, sobald sie eine feste Hand zu fühlen bekamen. Es ist allbekannt, daß das Batsche Regiment die gefügigsten Werkzeuge unter den tschechischen Demokraten fand.

Blättern wir um zehn Jahre weiter, so sehen wir die Tschechen in der Reichsvertretung als mürrische Opponenten, bemüht, den Satz zur Anerkennung zu bringen, daß Landrecht Reichsrecht breche. Von der ernstern Sorge in Anspruch genommen, daß die Ungarn mitzuraten und mitzuthaten entschieden ablehnten, ließ man die böhmische Opposition groffen und endlich auch schmollen, als sie, man erkennt heute kaum mehr unter welchem Vorwande, beleidigt dem Reichsrat den Rücken gefehrt hatte. Einer andern Erscheinung hat man sogar nach den zeitgenössischen Berichten geringere Bedeutung beigemessen, als sie verdient hätte. Auch mehrere Herren vom böhmischen Adel hatten nämlich plötzlich ihr tschechisches Herz entdeckt. Im Jahre 1860 waren sie nahe daran gewesen, das Reich in ein Bündel Länder mit altständischen Verfassungen zu zerlegen, in denen die Vorrechte des hohen Adels, sachliche und äußerliche, in aller Form gewährleistet sein sollten. An dem einmütigen Widerstande der Deutschen scheiterte der Restaurationsplan, und vor die Wahl gestellt zwischen einer nach ihrer Ansicht viel zu liberalen konstitutionellen Verfassung und der Bundesgenossenschaft einer demagogisch und hussitisch angehauchten Partei, zögerten die hochkirchlichen Feudalherren nicht, in ein freundschaftliches Verhältnis zu der letztern zu treten. Sie mochten wohl hoffen, die Roturle leicht gänglich zu können, auf jeden Fall leichter auf dem Prager Landtage trotz bedenklicher Erinnerungen aus dem fünfzehnten und siebzehnten Jahrhundert ihr Ideal des Feudal- und Patrimonialstaats verwirklichen zu können, als in der Reichsversammlung, wo die Deutschen den Ausschlag gaben. So wurden sie die wichtigen Hilfsgruppen der Tschechen; und berücksichtigt man, daß vor dreißig Jahren die hochadlichen freiwilligen Tschechen kaum ein Wort tschechisch verstanden haben sollen, wie ihnen oft vorgehalten wurde, wogegen jetzt ein Fürst Schwarzenberg öffentlich daran erinnert wird, daß er das Glück einer tschechischen Erziehung genossen habe, so wird handgreiflich, wie sehr sich diese Partei allmählich verrammt hat, wie sie ein Werkzeug derer geworden ist, die sie zu benutzen gedachte.

Hätten alle Regierungen, die in Oesterreich einander gefolgt sind, soviel kaltes Blut in dieser Frage bewahrt, wie das zweite Ministerium Mierperg, wenigstens im allgemeinen, so würden sich zwar schwerlich alle bewegten Gemüther ein für allemal zur Ruhe begeben haben, aber Ausnahmemaßregeln aller Wahrscheinlichkeit nach unnötig geworden sein. Aber unüberlegtes Entgegenkommen und mehrdeutige Versprechungen belebten immer aufs neue die Einbildungen und Ansprüche, und wenn sie nicht erfüllt werden konnten, durften die Tschechenführer wenigstens mit einem Schein von Recht über Nichteinhaltung von Versprechungen klagen und ihren gläubigen Zuhörern die Vorstellung einimpfen, sie seien um ihr gutes Recht betrogen. Man kann es den Oesterreichern nicht verargen, wenn sie sich bei Besprechung dieses Themas mit Bitterkeit über die Einmischung Fremder äußern. Herr von Beust konnte es in seiner Vielgeschäftigkeit und Selbstgefälligkeit nicht lassen, auch die böhmische Frage in seine Hand zu nehmen, nachdem er mit Un-

garn ein Abkommen getroffen hatte, bei dem Deutschösterreich jedenfalls nicht der gewinnende Teil war. Die Aktion fiel so unglücklich als möglich aus.

Weil sie hinter dem Rücken des damaligen Ministerpräsidenten, des Fürsten Karl Auerberg unternommen worden war, zog sich dieser angesehen und einflussreiche Staatsmann zurück, und damit büßte das Bürgerministerium seinen Halt ein. Und Beust selbst kam mit seiner Versöhnung so weit, daß er vom Andienwanddrücken der Tschechen und von versuchtem Landesverrat sprach, als sich der bekannte Kieger nicht gecheut hatte, die Schmerzen seines Volkes dem Kaiser Napoleon ans Herz zu legen. Dann soll wieder Herr Schäßle als echter Professor gemeint haben, die Verhältnisse des weiten Reiches in einigen Jahren kennen gelernt zu haben, um kurzweg Ordnung machen zu können. Graf Taaffe ist allerdings kein Ausländer zu nennen. Allein es scheint doch, als ob sich das irische Blut recht kräftig in ihm erhalten habe. Mischievousness, die John Bull gern dem Better Paddy vorwirft, hat eine ganze Stufenleiter der Bedeutungen von lustigem Mutwillen bis zu überlegter Bosheit! Daß Graf Taaffe jemals eine Maßregel in voller Erkenntnis ihrer Schädlichkeit angeraten habe, ist selbstverständlich ausgeschlossen, aber seine Politik machte oft den Eindruck eines Hasardspiels. Bleibt die Farbe, auf die gesetzt worden ist, aus, so versucht man mit der andern, doublirt auch, um den Einsatz zu retten, „denn einmal muß sie doch kommen.“ Aber diese Spielerlogik hat, wie bekannt, schon manchen zu Grunde gerichtet. Und daß der Minister manchmal die Überzeugung, die Gegner, die ihm das Leben sauer machten, dadurch in arge Verlegenheit zu bringen, zu einem verwegenen Experiment angefeuert haben möge, ist nicht unwahrscheinlich. Ein solches Experiment wird nimmer verziehen werden können: daß er, gerade als die Tschechen anfangen, mürbe zu werden, sich in ihrer Abstinenz langweilen, die Jungtschechen mit guter Manier zunächst wieder in den böhmischen Landtag kamen und über kurz oder lang auch den zweiten Schritt gethan haben würden, den unerhörten Staatsstreich ausführte, ihnen den Eintritt in den Reichsrat mit ausdrücklicher Verwahrung gegen den Rechtsbestand dieser Versammlung zu gestatten. Das Vollparlament brachte er damit freilich zustande, aber um welchen Preis!

Das Schauspiel, das seitdem der österreichische Reichsrat der Welt bot, ist noch gut in der Erinnerung. Nicht nur die tschechischen Abgeordneten, sogar ein Minister im Amt setzte das „böhmische Staatsrecht“ neben oder vielmehr über die bestehende Verfassung. Und nicht das erregte das Staunen der Zuschauer, daß nun im Lande selbst ein völlig revolutionäres Treiben begann, der nationale Fanatismus sich aufs wildeste äußerte, die Austreibung der „Fremden,“ d. h. der Deutschen, offen gepredigt wurde, und der Pöbel beflissen war, diese Lehre nach Kräften in die Praxis zu übertragen, sondern daß die Regierung solchem Unfug mit verchränkten Armen zusah. Endlich war Graf Taaffe doch genötigt, durch Verhängung des kleinen Belagerungszustandes Halt zu gebieten. Aber er faßte diesen Entschluß augenscheinlich erst, als aus der staatsfeindlichen Tenenz die antidynastische hervorging. Was da an Berunglimpfungen des Monarchen und seines Hauses geleistet worden sein mag, darüber hört man nur Andeutungen, weil Graf Taaffe aus wenig politischer Rücksicht das Material dafür der vollen Öffentlichkeit entzogen hat, und auch das neue Ministerium glaubte, sich an dies Beispiel halten zu müssen. Daher wäre die Nichtgenehmigung der Ausnahmeverfügungen durch die Mehrheit des Reichsrates keineswegs unmöglich gewesen; die Prügeleien, das Fenstereinschlagen, die Widerseßlichkeiten gegen die Polizei erschienen vielen als Dinge, deren man auch durch Anwendung der Gesetze hätte Herr werden können —

wenn man gewollt hätte. Aber einerseits sind die drei größten Parteien des Hauses fest entschlossen, dem aus ihnen hervorgegangnen Kabinett die Wege so viel als möglich zu ebnen, andrerseits machte der Führer der Jungtschechen, Herr Gregr, die Verschwiegenheit der Regierung wieder gut. Dieser dem Vernehmen nach deutsche Abgeordnete, der die Aufnahme in die tschechische Nation mit dem Opfer eines Buchstaben e in seinem Namen erkauft hat, zeigte sich als wahres Prachtexemplar eines Demagogen. Was er und seinesgleichen durch jahrelanges Schüren und Heizen zuwege gebracht haben: die Begriffsverwirrung in den Köpfen der Un- oder Halbgebildeten, die Auflehnung gegen alle unbequemen Geseze, die Vergewaltigung der Deutschen, die Abwendung vom österreichischen Staatsgedanken und endlich auch vom Herrscherhause — alles dies schob er nun der Staatsgewalt zu und nahm keinen Anstand, die frechsten Bubenstücke als natürliche Ausbrüche des beleidigten Vaterlandsgefühls in Schutz zu nehmen. Die Regierung hätte sich in der That keinen bessern Anwalt wünschen können, und die Wirkung seiner Rede ist unverkennbar. Von den noch halbwegs besonnenen unter seinen Landsleuten, die längst als Verräter geächtet worden sind, gehören wohl nur noch wenige der Reichsvertretung an, und diese scheinen nicht den Mut zur Befundung einer eignen Meinung aufgebracht zu haben, und die Gruppe der radikalen Antisemiten ließ sich von der Parteileidenschaft so weit hinreißen, mit der slawischen Opposition zu stimmen. Aber die „Deutschnationalen,“ die auf das mangelhafte Beweismaterial hin nicht der Regierung eine gefährliche Waffe in die Hand geben wollten, enthielten sich wenigstens der Abstimmung, und offen erklärten ihren Abfall von der tschechischen Genossenschaft die sogenannten Konservativen des großen Grundbesizes in Böhmen, und zwar, was die Bedeutung der Erklärung erhöhte, durch den Mund desselben Prinzen Schwarzenberg, der sich in letzter Zeit durch Feindseligkeit gegen seine deutschen Landsleute eine traurige Berühmtheit erworben hatte.

Die Klärung ist also eingetreten, die Parteien haben sich geschieden nach der vom Finanzminister Plener treffend bezeichneten Parole: Ob Reform, ob Umsturz? Und wenn die Regierung außer dem entschieden ausgesprochen Willen auch die Konsequenz bewährt, von ihren Vollmachten mit Ernst und Maß und nur so lange es nötig ist Gebrauch zu machen, dann läßt sich jetzt ein Ende der böhmischen Wirrsale absehen.

Mit Recht wies der genannte Staatsmann darauf hin, daß sich gegenwärtig in Europa die Erkenntnis offenbare, nur durch Zusammenfassung aller staatsertaltenden Kräfte seien die politischen und sozialen Krampferscheinungen zu überwinden; nur kann leider nicht gesagt werden, daß diese Erkenntnis in ganz Europa zur Herrschaft gelangt wäre. Vielleicht macht die Beweisführung, wohin man mit ungetreten Versöhnungsexperimenten kommt, und der Erfolg, den das zuerst mit großen Zweifeln aufgenommene Koalitionsministerium seinem entschiednen Auftreten verdankt, auch außerhalb Österreichs nützlichen Eindruck. *Pacta clara, boni amici* lautet das Sprichwort, und das schließt eine Vertragstreue, „so weit es uns bequem ist“ (wie einmal Graf Schwerin sagte), von vornherein aus.

Französische Ansichten.*) Lieber Freund! Es ist ziemlich lange, daß wir die alte Gewohnheit, dann und wann unsre Gedanken über die Zeitläufte auszutauschen, aufgegeben haben, weil keinem die Bekehrung des andern gelingen wollte,

*) Ein Grenzbotenleser hat die Gefälligkeit, uns folgende Übersetzung eines Briefs, den er soeben aus Paris empfangen hat, zu überlassen.

vielmehr der patriotische Eifer unsre Freundschaft in Gefahr brachte. Doch ist mit dem Briefwechsel keineswegs die Erinnerung an meinen wiederholten Aufenthalt in Deutschland und meine Achtung vor den dort gewonnenen Freunden eingeschlummert. Und da ich an die Fortdauer der alten Gesinnungen auch bei Ihnen glaube, und die Verhältnisse sich für eine Verständigung günstiger gestaltet haben, versuche ich, die Verbindung wieder anzuknüpfen.

Sie werden vielleicht lächeln, wenn ich Ihnen sage, was mich gerade in diesem Augenblick dazu veranlaßt. Ganz einfach, die jüngsten Verhandlungen im englischen Parlament über die künftige Stellung des Herzogs von Edinburgh. Zuerst unterhielt mich nur der Gedanke, daß ein armer Prüfungs-kandidat vor die Frage gestellt werden könnte: Was geschieht in dem Reiche Koburg, wenn zwischen England und Deutschland ein Krieg ausbricht? Mein Laienverstand wäre mit der Antwort schnell fertig: Entweder wird der Herzog von Edinburgh von dem Herzog von Koburg, oder dieser von jenem gefangen genommen und auf die Festung gebracht — eine Festung wird es doch in seinem Lande geben? Aber gewiegte Kasuisten würden natürlich noch eine Menge von Möglichkeiten finden, die mir entgangen sind.

Überlassen wir ihnen die Untersuchungen über diesen wenig wahrscheinlichen Fall, so bleibt die für mich viel wichtigere Thatsache übrig, daß das Parlament einem souveränen Fürsten großmütig einen Jahrgehalt bewilligt, damit er als englischer Prinz nicht in England die Einkünfte seines armen Ländleins zu verzehren braucht, und daß die englischen Kronjuristen darüber entscheiden werden, ob dieser souveräne Fürst zugleich Unterthan der Königin von England zu bleiben hat. Sie werden nicht leugnen können, daß dies an weit zurückliegende Zeiten erinnert, an die Zeiten, wo noch Ludwig XIV. fremden Fürsten Dotationen auswarf, oder wo die Rheinbundfürsten nach Paris wallfahrteten, um die Gnade ihres hohen Protektors zu erbitten, und an andres mehr, was Ihnen genauer im Gedächtnis sein wird als mir. Daß es wieder zu solchen Zuständen kommen werde, habe ich seit Jahren vorausgesehen, und ich bilde mir auf meinen politischen Scharfblick nicht wenig ein. Ich erkenne darin die Rückkehr zu der von der Natur vorgeschriebnen Ordnung der Dinge in Europa und baue darauf die Hoffnung, daß bald auch wieder erfreulichere Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland eintreten werden. Ihre nationale Eigenliebe wird sich mit dieser Auffassung nicht sofort befreunden wollen, aber Sie müssen mir unbedingt Recht geben, wenn Sie meiner Auseinandersetzung ohne Voreingenommenheit folgen wollen.

Das Vierteljahrhundert von 1864 an war ein unnatürlicher Ausnahmezustand. Daß ich keinen Grund habe, Herrn von Bismarck zu lieben, steht außer Frage, aber ich erkenne an, daß er ein großer Politiker ist. Nur schloß er daraus, daß ihr Deutschen ein politisches Volk wäret, und das war ein grober Trugschluß. Solange l'Ogre de la forêt noire Saxonne (so!) für euch dachte und euch keine eignen Gedanken erlaubte, durfte sich auch die Welt darüber täuschen. Nun habt ihr euer „Vaterland,“ das „größer sein muß,“ wie eure Studenten singen, und nun ist es euch zu groß, eine Last. Was mich stets am meisten an euerm „Reichskanzler“ ärgerte, war die Schlaueit, mit der er die Eifersucht eurer verschiedenen Stämme schonte. Das ist nun glücklich vorbei. Der Baier und der Schwabe und der Sachse schelten wieder auf den Preußen, wie früher, und der Preuße liefert ihnen bereitwillig Anlässe dazu. Das mag euch bekümmern, aber war es denn jemals anders? Ihr habt niemals Talent zur Einheit gehabt; oder kennen Sie ein Beispiel dafür, so nennen Sie mirs. Dann habt ihr das Unglück, Reger zu sein.

Wir machen von unsrer Rechtgläubigkeit nur Gebrauch, wann es uns paßt; die Geistlichkeit wettet gegen unsre Irreligiosität, aber wer's nicht hören will, kümmert sich nicht darum; dennoch sind unsre Klerikalen zuerst Franzosen. Dagegen die eurigen, ihr gläubigen Leute? Sie werden immer zuerst römisch sein, bis ihr euch wieder zum rechten Glauben bekehrt.

Nun die auswärtigen Angelegenheiten. Überall sucht ihr Freundschaft und findet keine, weil man euch nicht mehr fürchtet. Ihr hätschelt die Polen und reizt dadurch Rußland. Wie lange ist's nun, daß ihr mit den Polen unter einem Dache wohnt, und ihr kennt sie nicht so gut, wie wir, bei denen sie nur gelegentlich, wenn ihnen der heimatlische Boden zu heiß geworden ist, Absteigequartier nehmen. Den Herren, mit denen ihr jetzt verhandelt, will ich nichts böses nachsagen, sie wünschen vielleicht aufrichtig den Frieden, aber hinter ihnen stehen und werden, wenn es Ernst wird, über ihre Köpfe hinwegsteigen die Revolutionäre von Verus, die euch niemals verzeihen, daß sie sich zu Sklaven der Russen gemacht haben. Oder meint ihr, daß euch Österreich Sadowa verziehen habe? daß euch Italien dankbar sei? Uns werft ihr immer aufs neue unsre Revanchegelüste vor, darüber kann ich Sie jedoch beruhigen. Daß wir unser Elsaß-Lothringen wiederhaben müssen, steht außer Frage, doch brauchen wir deshalb keinen Krieg anzufangen. Solange Herr von Bismarck regierte, mußten wir auf schlimme Überraschungen gefaßt sein. Wie leicht konnte er wieder einen maledetto Benedetti in die Mause Falle locken, um nachher behaupten zu können, wir hätten den Streit angefangen. Jetzt handelt sich nur noch darum, zu entdecken, daß eine von drei oder vier französischen Fischern bewohnte Sandbank einmal, vielleicht zur Zeit Heinrichs des Städtegründers, deutsch gewesen ist, und ihr werdet sie freudig gegen die „Reichslande“ eintauschen. Und in der Art könnt ihr euch auch die Dänen zu Freunden machen.

Sie müssen eben bedenken, daß auch auf der politischen Bühne nicht jeder die Heldenrollen spielen kann, es giebt auch zärtliche Väter, schüchterne Liebhaber u. s. w. Ihr werdet wieder berühmte Philosophen haben und Dichter, die an Langweiligkeit mit den Philosophen wetteifern, und Musiker, deren Werke man nur nach dem Studium eines gelehrten Kommentars versteht, werdet große Erfindungen machen, Kometen aufspüren, was weiß ich! Ihr werdet wieder das Volk der Denker sein — zum Volke der That seid ihr nun einmal nicht geschaffen, höchstens, um für andre Staaten Wüsteneien urbar zu machen. Findet euch in das Unvermeidliche, ihr werdet glücklicher sein, und wir können wieder alle mit euch in Frieden leben.

Und somit drücke ich Ihnen die Freundeshand — sans rancune.

Paris, 22. Dezember 1893

E. G. O.

Vom Reichstage. Dante sagt einmal: „Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen.“ Die Reichsregierung hat sich, wie die letzte Abstimmung über den rumänischen Handelsvertrag zeigt, auf die Seite des Bettes geworfen, die ihr Sozialdemokraten, Polen, Welsen, Freisinnige, demokratische Zentrumsleute und mit ihnen unsre Nationalliberalen zubereitet haben. Wir glauben nicht, daß sie sich damit gut gebettet habe; die Folgen werden sich zeigen, sobald der Reichstag wieder zusammentritt. Es ist gewiß das Anzeichen einer seltsam verkehrten Politik, wenn sich alles, was konservativ ist, von der Regierung abwendet, und schwerlich läßt sich die dadurch geschaffne Lage mit dem oberflächlichen Schlagwort von der agrarischen Fronde abthun. Es sind doch königs- und reichstreue Männer, die sich

entschlossen von der Führung abgewandt haben, die heute im Reich ihre Mehrheiten zusammenstellt, als ob sich wirklich der Weisheit letztes Wort durch eine Addition ungleichwertiger Stimmen erkennen lasse. Die Abgabe, die von konservativer Seite in der Politik der Handelsverträge wie in der Polenfrage dem Grafen Caprivi durch die Kreuzzeitung zugegangen ist, läßt sich nicht unter den Tisch werfen, sie schafft eine politische Lage, die wohl erwogen zu werden verdient. Graf Caprivi hat wohl entschlossene Gegner, aber wir sehen nicht, welche auf richtigen Anhänger hinter ihm stehen. Der einzige wäre vielleicht Herr Rickert; aber nach den kläglichen Ergebnissen, die die Reichstagswahlen für die Freisinnige Vereinigung zu Tage gebracht haben, ist man wohl berechtigt, gerade seiner Stimme geringes Gewicht beizulegen. Die Gefolgschaft der Polen hat an einer Stimme gehangen und ist nur durch eine sensationelle (wie wir hoffen falsche) Nachricht in zwölfter Stunde durchgesetzt worden. Diese Gefolgschaft muß versagen, sobald sich ergibt, daß die Polenpolitik der Regierung an dem Protest des deutschen Volkes scheitert, und das könnte schon in den nächsten Sitzungen des preussischen Landtages geschehen. Daß mit den Sozialdemokraten keine aufbauende Politik zu verfolgen ist, braucht kaum bewiesen zu werden, und dasselbe scheint uns von dem demokratischen Teil des Zentrums zu gelten. So bleiben die Welfen, deren Stimmen wenig bedeuten, und die Nationalliberalen, die bei den Verhandlungen über die Handelsverträge mehr als jede andre Gruppe eigene Interessen vertraten. Ein besonderes Vertrauen zur Politik des Grafen Caprivi bei ihnen zu suchen, wäre aber irrig; sobald die Interessenfrage nicht mitspielt, läßt sich eine Abwendung fast der ganzen Partei vorhersehen.

Das ist die Mehrheit, der die Regierung ihren letzten Zählerfolg verdankt! Wir sehen nicht, wie sich darauf weiter bauen ließe. Sollte es dennoch geschehen, so giebt es immer weniger natürliche Verbindungen, und das Endergebnis wird schließlich doch ein Abwirtschaften sein, wie wir es in solchem Grade noch nicht erlebt haben.

Graf Posadowski wird wohl als erster die Folgen der Stimmung des Reichstages und, wie wir hinzufügen müssen, des Reiches zu tragen haben. Selbst angenommen, daß der preussische Finanzminister seine außerordentlichen Fähigkeiten für ihn spielen läßt, so ist auch dadurch der Erfolg keineswegs verbürgt. Tabak- und Weinsteuer nimmt niemand gern, und es wird ganz besondrer Kunstgriffe und praktischer Beredsamkeit bedürfen, um den Reichstag von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen. Denn trotz alles Lärmens wiegt doch die Überzeugung vor, daß allen mit einer Biersteuer besser gedient wäre. Das alles ist wenig erfreulich, und weder Regierung, noch Volksvertretung, noch das Volk selbst sind in zuversichtlicher Stimmung in die Weihnachtsfeiertage gegangen. Nach dem Feste muß der Kampf wieder aufgenommen werden. Wind wurde gesät, die Ernte wird Sturm sein.

Die Spione. Die milde Strafe, die die französischen Spione getroffen hat, ist zwar von der deutschen Presse gut aufgenommen worden. In Frankreich dagegen läßt sich keinerlei erfreuliche Wirkung dieser Nachsicht beobachten. Vielmehr wird jetzt geradezu die Ausweisung aller Deutschen verlangt, weil sie sämtlich Spione seien, und zugleich die völlige Begnadigung der beiden durch den Kaiser als selbstverständlich vorausgesetzt. Wir hoffen, das wird nicht geschehen. Gerade ihre Sachkunde macht die beiden französischen Spione doppelt gefährlich. Sie haben im Kopfe, was sie gesehen haben, und würden schon dadurch unberechenbar schaden können, wenn man sie freigäbe. Schonung wäre in diesem Falle Schwäche und

könnte nur zu weiteren Versuchen ermutigen. Ohnehin liegt Deutschland an der großen Straße zwischen Frankreich und Rußland, sodaß wir vor neugierigen Blicken fast schutzlos dastehen. Das französische Spionengesetz erkennt in Fällen, wie es der Kieler war, auf Tod. Wir sind humaner, aber wir wollen dem künftigen Gegner nicht die Mittel in die Hand geben, die Schutzvorrichtungen an unsern Grenzen unnütz zu machen. Jede Sentimentalität müßte nachträglich mit deutschem Blute bezahlt werden.

Bildungsschwindel. Wie der Bildungsschwindel blüht, davon hier wieder ein schönes Beispiel. Das Gubener Tageblatt vom 20. Dezember 1893 berichtet: Der Kaufmännische Verein der Hut- und Kürschnerbranche zu Berlin, Zweigverein Guben, welcher in erster Linie die Unterstützung seiner Mitglieder bezweckt, bietet in neuerer Zeit auch seinen hiesigen Mitgliedern Unterhaltung und Belehrung durch bildende Vorträge. So hörten wir in der letzten Sitzung des genannten Vereins einen psychologischen Vortrag des Herrn Rektor Reinhold Schulz unter dem bescheidnen Titel: „Vorgänge im Seelenleben.“ Der Herr Vortragende begann seine vorweg (!) als vorzüglich zu bezeichnende Rede mit einem Zitat von Gellert, sprach über die Fundamente der Anschauung, über Sinnestäuschungen und beleuchtete solche durch passend gewählte Zitate von unsern ersten Dichtern. Die Auffassung unsrer hervorragendsten Philosophen und Psychologen, wie Kant, Leibniz und Herbart, über das Wesen der Seele beleuchtete der Herr Vortragende in tiefdurchdachter, verständlicher Weise; ebenso brachte derselbe (!) die Reproduktionsgesetze, das Gedächtnis und seine Pflege unter Streifung der Mnemotechnik, die Phantasie und das Traumleben in belehrender Weise zur Veranschaulichung (!) und erntete großen Beifall von sämtlichen, mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörenden Anwesenden. Eine Fortsetzung des inhaltreichen Themas wird Herr Rektor Schulz in der nächsten Sitzung des genannten Vereins zu Gehör bringen (!), worauf wir schon jetzt aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen, um so mehr, als auch Gäste zu den Sitzungen und Vorträgen des obigen Vereins gern willkommen sind.

Nach diesem Bericht muß der Vortrag ein wahres Schneegestöber von Weisheit gewesen sein: Fundamente der Anschauung, Sinnestäuschungen, passend gewählte Zitate von unsern ersten Dichtern, die Auffassung der Philosophen und Psychologen über das Wesen der Seele, Kant, Leibniz und Herbart, die Reproduktionsgesetze, das Gedächtnis und seine Pflege, Streifung (!) der Mnemotechnik, die Phantasie und das Traumleben — alles „in tiefdurchdachter, verständlicher Weise“! Wir gratulieren einer Schulverwaltung, die durch solche Kräfte, wie den Herrn „Rektor“ hier, die täglichen Geschäfte des Schullebens erledigen läßt. Und diese jungen Hutmacher und Kürschner — doch nein, es sind ja Mitglieder des kaufmännischen Vereins aus der Hut- und Kürschnerbranche! — was für ein tiefes und weitgehendes Interesse für wissenschaftliche Fragen muß ihnen innewohnen! Die Ärmsten! sie haben sich zusammengethan, um darüber nachzusinnen, wie sie sich am besten gegenseitig unterstützen können, und nun müssen sie sich frisch, frei und fröhlich einen solchen Wohl „zu Gehör bringen“ (!) lassen. Es wäre zum Lachen, wenns nicht gar so traurig wäre, daß Menschen, deren mühsam angelegertes Wissenschaftlichkeit sich sonst noch allenfalls auf Schullehrerkonferenzen anhören, aber auch da kaum ertragen läßt, geradezu an der Volksverbildung arbeiten, als wären sie eigens dazu ausgebildet. Es müßte polizeilich verboten werden, einfachen Menschenkindern solch geistiges Futter in den Trog zu schütten und noch dazu mit einer gewissen Öffentlichkeit. Es wäre das schon aus sozialpolitischen Erwägungen nötig,

ganz abgesehen von der Gefahr, daß eine geistige Fütterung und Überfütterung dieser Art die jungen Leute für ein gesundes Denken in ihrem Beruf unfähig machen muß.

Meisenbach. Weil mir die Cottasche zweibändige Ausgabe der Droste-Hülshoff für meine Lieblingsdichterin nicht hübsch genug ist, kaufte ich mir die in Münster erschienene vierbändige, die anständiger aussieht und sich besser liest, wenn man die oft recht thörichten Anmerkungen des Herrn Kreiten übersieht. Ich würde mich auch dankbar in die beiden Bilder im Eingange des zweiten und dritten Bandes vertiefen, die zwei in dem Leben Annetens so einflußreiche Orte, Hülshaus und Haus Hülshoff, darstellen, wenn es nicht so dumpfe Zinkdrucke wären. Aber auch selbst die karrierte Luft, die schmutzigen Schattenflächen und den allgemeinen Hauch von schlechter mechanischer Abbildung unkünstlerischer Photographien nimmt man hin, denn diese billigen Nachbildungen sind am Ende nicht mehr zu vermeiden. Was thut aber der dick in weißen Lettern hingehauene Name der Zinkographenfirma Meisenbach auf diesen Bildern, auf denen selbst ein Künstlermonogramm zu groß und zu deutlich, daher störend wäre? Warum unterzeichnet sich der Mann, dessen Arbeiter durch Photographie und Ätzung das „Werk“ herstellen? Das Publikum nimmt ja leider solche entstellende Geschmacklosigkeiten hin. Wir protestiren aber dagegen, daß selbst die ärmlichen paar Quadratcentimeter der harmlosen Abbildung eines Dichterheims zu Reklamezwecken benutzt werden.



Litteratur

Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Von Hans Blum. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1893

Es darf bezweifelt werden, ob schon jetzt die Zeit gekommen ist, die deutsche Geschichte der zwanzig Jahre 1870/90 in wirklich historischer, also unbefangener und den verschiedenen Persönlichkeiten und Richtungen gerecht werdender Weise zu schreiben. Stehen wir doch noch allzusehr unter dem tiefen Eindrucke, den der Rücktritt Bismarcks hervorgerufen hat, und den der unwillkürliche Vergleich zwischen einst und jetzt noch immer frisch erhält. Unter diesen Umständen nicht partiell zu sein, ist fast unmöglich, und es ist gewiß am wenigsten möglich für einen, der persönlich mitten im Kampfe gestanden hat. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches ist dieser Gefahr, die in dem Stoffe selber liegt, nicht entgangen. Daß er überall für seinen Helben entschieden Partei nimmt, ist für einen so warmen Patrioten natürlich und wird ihm von niemand zum Vorwurfe gemacht werden, der selbst auf diesen Namen Anspruch erhebt; aber er sieht auch alles durchweg durch die national-liberale Brille und vermag die relative Berechtigung eines andern Standpunkts gar nicht anzuerkennen, was man ja von dem praktischen Politiker nicht verlangen darf, wohl aber vom Historiker. So kommen nicht bloß das Centrum und die Sozialdemokratie sehr schlecht weg, sondern auch die preußische konservative Partei, und selbst Männern gegenüber wie Noen und Moritz von Blankenburg findet der Verfasser da, wo er ihre Abkehr von Bismarck schildert, nicht den würdigen Ton,

Grenzboten I 1894